

Purer Luxus

Rapper Benelux begeistert bei „The Show“

VON ANDREAS KREICHEL

HILDESHEIM. Weite Hosen, Baseball-Caps, übergroße T-Shirts und hochmoderne Sneakers prägten vergangenen Freitag das Publikumsbild bei „The Show“. Begonnen als Partyreihe, mauserte sich die Unternehmung im Laufe der Jahre zur regelrechten Institution für die Hildesheimer HipHop-Gemeinde.

Das Erfolgsrezept ist einfach und lautet: „Aus der Szene, für die Szene“. Wurde anfangs noch hauptsächlich Musik vom Plattenteller kunstvoll in tanzbare Sets gemixt, so hat es sich inzwischen eingebürgert. Konzerte in die Party zu integrieren. Dahinter steckt zweifelsohne der Grundgedanke der im New York der achtziger Jahre entstandenen Kultur. Ob Maler, Tänzer, DJ, Musikproduzent oder Rapper - jeder kann sich einbringen und damit seinen eigenen Teil zur Bewegung beitragen.

Das Resultat ist eine gute Vernetzung innerhalb dieses Kulturkreises. Dadurch kommen immer bekanntere Namen auf die Bühne der Kulturfabrik Löseke. Diesmal war es Benjamin Dehling aus Hannover, besser bekannt als „Benelux“, das „B“ der Gruppe „MB1000“. In ihrer Hochphase rotierte das Video zum Titel „Abriss“ auf den Kanälen der einschlägigen Musiksender, was der Band bis heute einen nicht zu unterschätzenden Bekanntheitsgrad beschert. Nun ist Benelux solo unterwegs. Nachdem sein Labelkollege „Phrase“ die Menge mit seinen Reimen angeheizt hatte, kam er dann endlich selbst ans Mikrofon.

Dass er sich seit über zehn Jahren in der Wortkunst übt, wird vom ersten Titel an klar. Er trägt noch den Geist der „Goldenen Neunziger“ in sich, als HipHop noch verschont war von inszeniert erscheinenden Medienspektakeln wie den provokant-aggressiven Aussagen von Rappern wie Bushido oder Sido. Trotzdem ist er mit der Zeit gegangen. Statt Gewaltverherrlichung und der Diskriminierung von Minderheiten aber bietet er Humor und Party, lässt Publikum und Künstler eins werden und beweist dabei Mut zur Selbstironie. Munter nimmt er zwischendurch das Tempo raus, indem er a cappella über „Verbrechen“ wie Tempo 50 in der 30 km/h Zone oder den ruhmlosen Verlust seines Führerscheins reimt. Im Freestyle, also aus dem Stehgreif erdachten Texten, beweist er souverän seinen gekonnten Umgang mit der in dieser Szene hoch geschätzten Kunst des Reimens. Dazu präsentiert er Titel aus seinem aktuellen Album „Purer Luxus“ und zielt damit direkt auf die Tanzbereitschaft der zahlreichen Besucher ab.

Die Stammgäste, aber auch die vielen Besucher, die sich der HipHop-Szene nicht direkt zugehörig fühlen, waren sich einig: Das war ein luxuriöser Auftritt. Ein Kompliment an die Veranstalter, die DJ-Gemeinschaft Ivory On Fire, Milian, Karl Funk und KOOLaction. Durch ihre Initiative kommt, jedenfalls in Hildesheim, HipHop wieder zurück zum Ursprung - nämlich dem friedlichen Zusammentreffen junger Menschen, die aktiv das Bild eines vielfältigen Kulturkreises mitgestalten.



So erstaunlich die Klangvielfalt von Pavels Schlagwerk und Elektronik gibt eigentlich keine Facette der menschlichen Stimme, die sie nicht ist, so unglaublich ist das, was Oona mit ihrer Stimme vollbringt. Es auslotet. Foto: Schulze

Zwischen Himmel und Erde

Oona & Pavel Fajt bei „Bluemoon“ in der Kulturfabrik Löseke

VON GABRIEL RYUSHI NAKAJIMA

HILDESHEIM. Musik ist ein dialektisches Thema. Zum einen wird die Musiktheorie gerne mit Mathematik verglichen und weist entsprechend klare Regeln auf. Zum anderen spielen weniger greifbare Dinge eine große Rolle, wie Stimmung, Gefühl und kosmische Energie. Damit spannt Musik einen Bogen zwischen Wissenschaft und Kunst und im Falle von Oona & Pavel Fajt zwischen Transzendenz und Erdung. Musikduos gibt es viele, die Kombination aus Schlagzeug und Gesang bzw. Piano ist da schon etwas ungewöhnlich. Allerdings ist bei Pavel Fajt Schlagzeug nicht gleich Schlagzeug und bei Oona Kastner Gesang nicht gleich Gesang. Was die beiden auf die Bühne bringen ist schon was Besonderes.

Bei den ersten Lauten von Oona kommt die leise Befürchtung auf, sich auf einen vor Esoterik triefenden Abend einstellen zu müssen, aber es wird schnell klar, dass weit mehr dahinter steckt. Die - zwar ohne Frage vorhandene - esoterische Komponente verliert nie ganz die Bodenhaftung und wenn Oona mal Tendenzen zeigt, einige Zentimeter vom Boden abzuheben, ist da immer noch Pavel, der als sicherer Anker für die Erdung sorgt. Aber auch er kann „schweben“, dafür sorgt ein sehr interessantes selbstgebautes Instrument neben seinem Schlagzeug, das rein optisch ein wenig an einen

Traumfänger erinnert. Über einem Eisenring sind Basssaiten und Spiralfedern gespannt, dazu sind drei Metallstäbe an den Rahmen geschweißt, die in unterschiedlichen Tönen erklingen. Das Ganze wird mit Tonabnehmern abgenommen und wandert bei Bedarf durch Effekte und eine Loopstation. Auf diese Weise schichtet Pavel rhythmische Klangteppiche übereinander, die so kein Synthesizer hinbekommt und über die er dann sein oft polyrhythmisches Schlagzeugspiel legt.

Dabei benutzt er neben normalen Stöcken auch Filzschlegel und Plastikrohre und erzeugt mit großer Dynamik donnernde Klanggewitter mit Bassdrum, den tonal gestimmten Toms und krachenden Becken oder dezente Herzöne und sphärische Beckenwirbel.

So erstaunlich die Klangvielfalt von Pavels Schlagwerk und Elektronik ist, so unglaublich ist das, was Oona mit ihrer Stimme vollbringt. Es gibt eigentlich keine Facette der menschlichen Stimme, die sie nicht auslotet. Ob rauchig tiefer Alt oder glockenklarer Sopran, ob aus voller Brust oder sanft gehaucht, die Bandbreite reicht von ganz unten nach ganz oben und von intim bis fast schon ordinär. Wenn sie geschickt die Klangfarbe ihrer Stimme moduliert, erinnert sie ein wenig an Alison Goldfrapp. Oonas musikalischer Background baut zwar offensichtlich auf einer klassischen Musikausbildung auf, was auch in ihrem wunderba-

ren und relativ minimalistischen Klavierspiel durchklingt, doch ihr musikalischer Horizont geht weit über diesen Teller- und Keyboardbereich hinaus. So erklingen auch indisch anmutende Phrasierungen in ihrem Gesang. Einen deutlich performativen Charakter bekommt das Ganze, als Oona die fantasievolle Geschichte einer kleinen Flamme beschreibt, die nicht ruhmlos auf einer Kerze dahinscheiden möchte, und deshalb beschließt, nach und nach alles um sich herum zu verzehren, bis sie sich infernalisches die ganze Welt einverleibt.

Dabei windet sich Oona wie eine züngelnde Flamme und verleiht ihr eine Stimme, die ziemlich authentisch nach Gollum klingt. Die Verfilmung von Tolkiens „Herr der Ringe“ scheint eine inspirierende Quelle gewesen zu sein, denn eine weitere Fantasie beschreibt eine Welle, die ebenfalls bestrebt ist, die Welt zu erobern und erhält dafür die Stimme eines Nazgûl - das alles ohne Einsatz klangerfremdender Effekte, wirklich erstaunlich.

Wenn den einen oder anderen Zuhörer die Attribute „avantgardistisch“ und „experimentell“ in der Ankündigung abgeschreckt haben sollten, so dürften die wenigen, die dieses Konzert in der Kulturfabrik Löseke live erleben haben, mit Faszination und dem guten Gefühl einer neuen Klangerfahrung den Heimweg angetreten haben.



„Benelux“ trägt den Geist der „Goldenen Neunziger“ in sich, als HipHop noch verschont war von inszeniert erscheinenden Medienspektakeln wie den provokant-aggressiven Aussagen von Rappern wie Bushido oder Sido. Foto: Schulze

Mamma Mia!

Erfolgreiche Uraufführung: Peter Francesco Marinos Kammeroper „Mutter Bajazzo“ im hannoverschen Ballhof

VON RAINER WAGNER

HANNOVER. Dieses Stück hat es in sich. Und das darf man wörtlich nehmen. Es gleicht einer russischen Matroschka, dieser Puppe, in der eine Puppe steckt, in der eine Puppe steckt - und so weiter.

In seinem bereits 1996 geschriebenen Opernlibretto „Mutter Bajazzo“ hat der Frankfurter Theatermacher F. K. Waechter ein Doppelspiel aufgebrochen und weiter ineinander verschachtelt. Und Peter Francesco Marino hat jetzt dazu eine Musik komponiert, die dieses Spiel im Spiel lustvoll und gelegentlich auch lustig weiterdreht.

Dem hannoverschen Publikum gefiel dies bei der Uraufführung im ausverkauften Ballhof hörbar, es beklatschte Heidi Motlts zielsichere Inszenierung begeistert.

Ob F. K. Waechter damit posthum einen ähnlichen Erfolg feiern kann wie mit seiner „Eisprinzessin“, die Hannover Schauspielfreunde bislang schon mehr als 250-mal sehen wollten, bleibt allerdings abzuwarten.

Es ist doch noch ein Unterschied, ob man ein modifiziertes Schauspielmärchen genießt oder eine zeitgenössische Kammeroper. Ein bisschen Vorwissen kann hier nicht schaden und Aufgeschlossenheit gegenüber aktuellen Klängen auch nicht, obschon in diesem Fall Klangprovokationen der Hardcore-Avantgarde nicht zu erleben sind.

Aus Spiel wird tödlicher Ernst

Es geht in „Mutter Bajazzo“ genau um das, was der Titel verspricht, also um Bajazzo und seine Mutter. Wir erinnern uns: Ruggero Leoncavallos Erfolgsoper „Der Bajazzo“ erzählt von dem eifersüchtigen Komödianten Canio, der auf der Bühne den eifersüchtigen Bajazzo verkörpert und dort aus dem Spiel tödlichen Ernst macht.

F. K. Waechter treibt diese Verschachtelung drastisch weiter. Sein Held heißt Giacomo Püst und ist ein Tenor, der eben diesen „Bajazzo“ singen will. Und der hat seine Mutter Kerstin Püst nicht nur im sprichwörtlichen Nacken, sondern auch noch im Kopf.

Er verwandelt sich immer wieder in seine keifende, eifersüchtige, durchgeknallte Mutter. Für alle, die dabei nicht von selbst an Alfred Hitchcocks Thriller „Psycho“ denken, hat Komponist Marino dankenswerter Weise die gellenden Geigenklänge aus der dazugehörigen Filmmusik übernommen.

Der Tenor singt also für vier, dafür



Mann für vier Rollen: Sung-Keun Park.

Brachwitz

schweigt seine angebetete Sylvia für zwei: Die Tänzerin verkörpert auch Canios untreue Gattin Nedda. Dafür trägt der Chor Stimmen bei und das klein besetzte Orchester die Stimmung, wenn etwa das Tenorsaxofon die Kapitelüberschrift „Mama's got the Blues“ beklagt.

Peter Francesco Marino hat eine Partitur geschrieben, die Songspiel und Opernzeit, Jazz-Elemente und Tango-Beschwörung verbindet und fern an den frühen Hindemith erinnert. Das tönt mal „malinconico“ und mal „tristanesk“ - man muss diese Partituranzeige aber nicht unbedingt kennen, um zu hören, dass bei Giacomo Liebeseerklärung an Sylvia jederzeit Tristans Isolde vorbeikommen könnte.

Das knapp anderthalbstündige Stück hat auch ein paar Längen, aber es mündet in ein furioses Finale. Was heißt hier eines: Im Original-„Bajazzo“ heißt das „La commedia è finita!“ Die Komödie ist zu Ende. Aber so einfach geht das hier nicht. Der Vorhang fällt und fällt und fällt. Und am Ende freut sich der Tenor: „Nun muss ich nie mehr eine Oper singen.“

Schweißtreibende Vierfachrolle

Was aber schade ist, weil Sung-Keun Park die schweißtreibende Vierfachrolle mit Farbenreichtum und mit Spielwitz, mit Spaß an der komödiantischen Verwandlung und am psychopathischen Rollenspiel vorführt.

Ausstatterin Anna E. Lalloz hat in den Ballhof eine lange Rampe gebaut, die von der Bühne über den kleinen Orchestergraben hinweg auf die Treppe hinaufführt, wo Sylvia einen großen Auftritt haben darf: Anja Spitzer wird in dieser stummen Rolle von Tamara Schmidt unterstützt und zeigt, wie bedrückt Körpersprache sein kann. Dass sich der Chor aus den Zuschauerreihen erhebt, passt ins Spiegelkabinett dieser Geschichte.

Regisseurin Heidi Motl achtet erfolgreich darauf, dass die nahe liegenden Rollenbilder nicht zum Klischee erstarren: der eitle Tenor, die wahnsinnige Mutter, der verwirte Liebende, all das sind Chiffren, aber keinesfalls Karikaturen. Auch Dirigent Toshiaki Murakami und das Kammerensemble des Staatsoρχesters balancieren geschickt auf dem schmalen Grat zwischen Augenwinkender Beschwörung des Opernzäubers und seiner liebevollen Demaskierung.

Das Ergebnis ist intelligente Unterhaltung.

In der Schwebel

Brudersuche: Hans-Ulrich Treichels Roman „Anatolin“

VON JEANETTE STICKLER

Es sieht ganz danach aus, als komme Hans-Ulrich Treichel von dieser einen Geschichte einfach nicht mehr los. Seit einem Jahrzehnt ist er mit den Romanen „Der Verlorene“ und „Menschenflug“ literarisch auf Brudersuche. In beiden Büchern ist die Hauptfigur der eigenen Befindlichkeit auf der Spur und betrachtet wie unter dem Mikroskop die seelischen Verwerfungen, die ihm das Schicksal mitgegeben hat. Auch im neuen Roman „Anatolin“ lässt der in Berlin und Leipzig lebende Schriftsteller seinen namenlosen Icherzähler für sich reden, der mit seinem Erfinder nicht nur die Titel einiger Bücher gemein hat.

Stilistische Menage

So beginnt auch der neue Roman im typischen Treichel-Sound, jener wunderbaren stilistischen Melange aus artifizierlicher Schlichtheit und raffiniertem Hintersinn. Durchaus kokett referiert der Icherzähler in „Anatolin“ die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen ihm und der Romanfigur Stephan aus „Menschenflug“. Gemeinsam ist beiden Figuren auch jene familiäre Besonderheit des verlorenen großen Bruders. Beide Figuren leiden, wie auch schon der Icherzähler aus „Der Verlorene“, an einem „morbus biographicus“, an einer, so lässt es sich vielleicht übersetzen, familienbedingten Leerstelle. Oder es ist, wie es auch einmal heißt, eine „biographische Bodenlosigkeit“, eine Art Seelenblindheit. „Ich wusste nicht“, erinnert sich im neuen Roman der Icherzähler an seine Kindheit, „dass Arnold verloren gegangen war, aber ich spürte beständig: Irgend etwas fehlte. Nach irgend etwas sehnten sich die Eltern. Und das, wonach sie sich sehnten, war wichtiger als alles andere. Auch als ich selbst natürlich.“

Doch wer jetzt glaubt, er habe mit „Anatolin“ einen autobiografischen Bericht vor sich (Treichel hat in diversen Interviews und Texten offen darüber gesprochen, dass sein älterer Bruder tatsächlich auf der Flucht aus dem Osten 1945 verloren gegangen ist), sieht sich getäuscht. Denn unversehens befinden wir uns in einer theoretisch anmutenden Erörterung des autobiografischen in der Literatur und folgender Überlegung: „Vielleicht ist Schreiben der Gegenangriff auf das eigene Selbst. Was natürlich dann besonders sinnvoll ist, wenn man das eigene Selbst für etwas Bedrohliches, Fremdes oder gar für einen Angreifer hält.“ Und, gewisser-

Kellerkino zeigt „Persepolis“

HILDESHEIM. Das Kellerkino zeigt am morgigen Dienstag, 1. April, den französisch-amerikanischen Film „Persepolis“ von Vincent Paronnaud aus dem vergangenen Jahr. Der Streifen hat 2007 in Cannes den Preis der Jury erhalten.

Teheran, Ende der 70er Jahre: Marjane spielt mit ihren Freunden im Garten Räuber und Gendarm - eine Revolution im Kleinen. Doch allmählich legt sich ein Schatten über Marjanes Welt: Verwandte und Bekannte der Familie verschwinden plötzlich. Unter dem Schah haben linke Intellektuelle keinen Platz in der Gesellschaft. Und auch die islamische Revolution verheißt für die Familie nichts Gutes. Aber Marjane lebt und liebt das Leben eines aufmüpfigen Teenagers, sie ist politisch interessiert, hinterfragt alles, lehnt sich gegen die Tugendwächter und gegen die Restriktionen in ihrem Land auf.

Die Vorführungen des Kellerkinos im Cinema am Bahnhof beginnen um 18 Uhr und nach einer kurzen Einführung um 20.30 Uhr.

„Fette Männer im Rock“ in der Kulturfabrik

HILDESHEIM. Die Theatergruppe „alsomirschmeckts“ aus Bremen ist zu Gast in der Kulturfabrik. Am morgigen Dienstag, 1. April, 19 Uhr, und Mittwoch, 2. April, 20 Uhr, zeigt sie die Groteske „Fette Männer im Rock“ von Nicky Silver. Karten zu sechs Euro, ermöglicht vier Euro, gibt es an der Abendkasse.

In einer Welt, in der Lippenstift überlebenswichtig ist und belebte Transvestiten das Höchstmaß an Perversion bedeuten, strandet die Regisseurin Phyllis Hogan mit ihrem psychosomatisch lädierten Sohn Bishop auf einer einsamen Insel. Während sie sich dort durchzuschlagen lernen, plant Ehemann und Vater Howard in der Heimat eine neue Familie mit der Pornodarstellerin Pam. Was geschieht, wenn Mutter und Sohn auf sich allein gestellt sind, isoliert von allem, was sie bisher regierte? Und was, wenn sie zurückkehren? Das Stück ist für Kinder nicht geeignet.

Runder Tisch Kultur trifft sich im Tfn

HILDESHEIM. Der Runde Tisch Kultur trifft sich am Mittwoch, 2. April, um 17.00 Uhr auf der Probephöhne 1 des Theaters für Niedersachsen. Auf der Tagesordnung des informellen Netzwerks stehen diesmal Berichte aus den Arbeitsgruppen, um die gemeinsame Veranstaltungsreihe „Ortstermin“ weiter zu planen. Eingeladen sind alle Kulturschaffenden aus Stadt und Region Hildesheim. Treffpunkt ist die Bühnenpforte des Tfn in Hildesheim.

maßen zur Warnung des Lesers, geht es gleich weiter: „Doch ist jenes Selbst, dem man im eigenen Text begegnet, immer ein anderes und fremdes, so nahe es auch sein mag. Dafür sorgen der Stil und die literarische Form.“

Der 55-Jährige, der am Leipziger Literaturinstitut unterrichtet, bringt in seinen Romanen das Kunststück fertig, ausführlich und ohne Scheu über die eigene Person und den eigenen Lebensweg Auskunft zu geben und dennoch den Leser davon zu bewahren, sich als Voyeur empfinden zu müssen. Denn nie weiß man genau, wer da eigentlich spricht. Ist es der Schriftsteller Hans-Ulrich Treichel, oder ist es sein Icherzähler, wenn es heißt: „Wenn ich mich in der Mitte der neunziger Jahre am Verlorenen schreibend der Familienvergangenheit zugewandt habe, dann vor allem, weil dieses traumatisierende Zuviele der Eltern sich in mir selbst als ein Mangel und eine Art Leerstelle festgesetzt hatte. Wo bei den Eltern zu viel war, war bei mir selbst zu wenig. Und manchmal auch nichts. Doch dieses Nichts schmerzte und wollte behandelt werden.“ Und das geht offenbar am besten, wenn man darüber schreibt.

Das Leben ahmt die Kunst nach

Indem Treichel Oscar Wilde mit seinem Diktum zitiert, dass das Leben die Kunst weit mehr nachahmt als die Kunst das Leben, legt auch er die Karten offen - oder wenigstens sein Roman-Ich. Nur durch das Schreiben sei er auf die Suche nach seinem verlorenen Bruder gegangen, und der Roman „Menschenflug“ habe ihn auf die Idee gebracht, Kontakt aufzunehmen zu jenem Mann, der unter der Nummer 2307 als Findelkind aktenkundig ist.

Treichel treibt ein wunderbares Spiel mit Realität und Fiktion, lässt die beiden Bereiche einander durchmischen und hält doch alles in der Schwebel. Denn auch hier steht unter dem Titel „Anatolin“, es ist übrigens der Herkunftsort der Mutter, die Gattungsbezeichnung Roman. Und das bedeutet, dass wir es hier mit einem fiktionalen Text zu tun haben, auch wenn er die nackte Wahrheit zu erzählen vorgibt.



Hans-Ulrich Treichel: „Anatolin“. Suhrkamp, 189 Seiten, 17,80 Euro.